universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

# Bis der Herbst kommt

Thüminger, Rosmarie

Wien, 1991

X

urn:nbn:at:at-ubi:2-7493

# X

Die Böden waren mit schwarzem Öl getränkt und strömten einen eigenartigen Geruch aus. Überall im Schulhaus roch es danach, auch in den Räumen, die einen Steinboden hatten. Die Kinder lärmten und liefen in der Klasse herum. Anscheinend kannten sich alle. Maria blieb an der Tür stehen. In der Schule am Astenberg roch es ganz anders. Da war der Fußboden aus gehobelten, aber unbehandelten Brettern. Mutter bestreute sie jeden Tag mit feuchten Sägespänen, die sie anschließend aufkehrte. Einmal im Monat rieb sie ihn mit heißer scharfer Lauge und einer Bürste ab. Aber nach Soda roch es nur, solange die Klasse leer war. Mit den Kindern kehrte der warme Geruch nach Stall und verschwitzten Kleidern zurück.

Hier war alles fremd, nicht nur der Geruch. Mutter hatte ihr die Sonntagsschürze hergerichtet, weil sie am ersten Schultag schön angezogen sein sollte. Eine pfirsichfarbene Schürze mit winzigen kleinen Karos und schmalen Biesen an Latz und Taschen. Doch die meisten anderen Mädchen hatten keine Schürzen an. Sie trugen Röcke und Blusen oder bunte Kleider. Maria schien es, als ob sie am häßlichsten von allen angezogen wäre. Als sie in der Fensterreihe eine Bank erspähte, auf der noch keine Schultasche lag, steuerte sie diese an. Gleich darauf setzte sich ein Mädchen mit braunen aufgesteckten Zöpfchen zu ihr. Auch sie hatte eine Schürze umgebunden.

"Kennst du irgend jemanden hier?" fragte das Zopfmädchen.

"Nein, ich bin bis jetzt am Astenberg in die Schule gegangen."

"Und ich in Hippach. Da war es gemütlicher."

"Bei uns auch."

"Ich heiße Fini. Und du?"

In diesem Augenblick betrat der Lehrer das Klassenzimmer. Er klatschte zweimal kräftig in die Hände: "Nehmt eure Plätze ein!"

Als es ruhig geworden war, stellte er sich auf das Podium, um eine Menge Neuigkeiten zu verkünden.

"Liebe Kinder", begann er, "ihr seid nun in der Hauptschule. Hier herrscht ein völlig anderer Schulbetrieb als in der Volksschule. Ihr werdet in beinahe jedem Fach einen anderen Lehrer haben. Ich aber bin euer Klassenvorstand. Ich unterrichte euch in Rechnen und Zeichnen. Ich bin streng, aber gerecht. Schwätzer kann ich nicht leiden, ebensowenig Schwindler und Lügner. Ich verlange ordentliche Arbeit."

"Ich, ich, ich. Der redet nur davon, was er will," flüsterte die Nachbarin Maria zu.

"Den Stundenplan gibt es morgen. In den ersten Wochen müßt ihr ohne Schulbücher auskommen. Die alten sind eingezogen worden, und Ersatz liegt noch keiner bereit. Hefte, Tinte und Bleistifte sind rationiert, also behandelt jegliches Schulzeug behutsam und verschwendet nichts. Es gibt für das gesamte Jahr pro Schüler nur eine Redisfeder."

"Was ist das, eine Redisfeder?"

"Die braucht man für Tuschzeichnungen", antwortete Maria.

"Aha!"

"Während der Pausen darf im Schulhaus weder gelärmt noch gejohlt oder herumgerannt werden. Auch im Schulhof muß eine gewisse Disziplin herrschen. Hier ist Laufen erlaubt, nicht aber Balgen und Raufen."

"Na pfüat di Gott", sagte die Nachbarin, "das sind Aussichten. Hoffentlich halte ich diese Schule überhaupt aus."

"Ihr da drüben, schwätzt nicht, während ich rede", rief der Lehrer und deutete in ihre Richtung.

Maria zuckte zusammen. Sie war es nicht gewohnt, in der Schule angeschrien zu werden. Nach all den Verhaltungsregeln diktierte der Lehrer noch eine Liste der Schulsachen, die sie besorgen mußten. Hefte auf Bezugsschein, Bleistifte und einen Federstiel mit einer Stahlfeder zum Schreiben. Tinte gab es in der Schule. Jeden Montag wurden die in die Schultische eingelassenen Tintenfässer nachgefüllt.

In der Pause fanden sich die Kinder zusammen. Schürzen zu Schürzen, Kleider zu Kleidern. In der Volksschule waren alle gleich gewesen. Oder doch nicht? Mit einem Male erinnerte sich Maria, wie der Blaserbub aus der Bank hinter ihr der Lehrerin widersprochen hatte. Sie selbst hatte ein langes Gedicht heruntergeschnurrt, ohne auch nur eine einzige Silbe zu vergessen. Die Lehrerin hatte sie gelobt. "Das hast du wirklich brav gelernt!" Der Blaserbub, den sie kurz vorher getadelt hatte, weil er das Gedicht nicht hatte aufsagen können, hatte gemault: "Sie kann leicht lernen. Sie braucht weder im Stall noch am Feld arbeiten." Aber die Lehrerin hatte ihn zurechtgewiesen: "Soviel Zeit, daß du in einer Woche ein Gedicht mit vier Strophen zu vier Zeilen auswendig lernen kannst, hast du auch!" Daraufhin hatte der Blaserbub nichts mehr gesagt, doch Maria hatte genau gespürt, daß dieses Argument nicht stimmte. Wenn man jeden Nachmittag arbeiten

muß, hat man am Abend einfach keine Lust mehr, Gedichte zu lernen. In der Volksschule war sie bevorzugt worden, was sie eigentlich gar nicht richtig mitgekriegt hatte. Nun gehörte sie zu den Benachteiligten. Daß es nicht ganz gerecht zugeht, merkt man wohl erst, wenn man selbst zurückgesetzt wird.

Zu Hause erwartete sie eine Überraschung. Ein Kuvert mit drei fremdländischen Briefmarken, auf dem in schöner, gleichmäßiger Schrift ihr Name stand. Sie hatte noch nie einen Brief bekommen. Vater adressierte seine Briefe immer an Mutter, die Onkel an Großmutter.

"Wir haben den Brief nicht aufgemacht", erklärte Mutter, "weil er an dich gerichtet ist, obwohl wir natürlich sehr neugierig sind, wer dir geschrieben hat. Dazu noch vom Ausland. Der Briefträger hat gesagt, daß das einer der ersten ausländischen Briefe ist, die er nach dem Kriegsende zustellen mußte."

Maria lieh sich eine Haarnadel von Großmutter aus und schlitzte den Brief auf. Ein Bogen Papier fiel heraus, und in diesem Augenblick erkannte Maria die Schrift wieder. Boris hatte geschrieben.

*Moskau, 15. Juni '45*

*Liebe Maria!*

Ob Du diese Zeilen jemals erhalten wirst? Europa liegt in Trümmern, und ich schicke da einen Brief auf die Reise, quer durch den Kontinent. Vor zwei Tagen bin ich in Moskau angekommen. In den dunklen Tagen der Gewaltherrschaft habe ich oft die Augen geschlossen, um in Gedanken meine Heimatstadt zu sehen. Daran habe ich festgehalten. Daran und am Bild meiner Familie. Nun ist es aber so, daß es dieses Moskau nicht mehr gibt und meine Eltern und meine Frau tot sind. Meine Frau ist ums Leben gekommen, als eine Granate die Fabrik, in der sie arbeitete, zerstörte. Meine Eltern sind verhungert. Nur meine Kinder haben diese schreckliche Zeit überlebt. Sie sind noch im September 1941 evakuiert und so in Sicherheit gebracht worden. Gleich morgen fahre ich los, um sie heimzuholen. Alle Welt spricht vom Sieg, den die demokratischen Länder gegen die faschistischen Mächte errungen haben. Aber ich irre durch die zerstörten Straßen meiner Stadt, suche das Haus, in dem ich friedlich gelebt habe, stehe vor dem Massengrab, in dem meine Lieben bestattet

sind, schaue in die verbitterten, mageren, hungrigen Gesichter der Menschen und weiß: Auch Hitler und seine Hintermänner haben gesiegt. Der Faschismus wollte unser Land zerstören, und er hat weite Teile davon zerstört. Er hat Haß gesät, und dieser Haß beherrscht heute noch die Welt. Er wollte die Juden und die Zigeuner ausrotten, und die meisten von ihnen sind zugrunde gegangen. So viele der besten Menschen sind in diesem Krieg und am Faschismus gestorben.

Liebe Maria, ich bin Dir noch einen Bericht schuldig, denn sicher möchtest Du gerne wissen, was ich gemacht habe, als ich von Euch fortging. Ich will es Dir kurz erzählen.

Noch als ich im Lager war, habe ich erfahren, daß im Kreis Imst sowjetische Kriegsgefangene versuchten, eine Partisanengruppe aufzubauen. Mein Plan war, mich dieser Gruppe anzuschließen. Es gelang mir, bis ins Pitztal zu kommen. Am Arzlerberg, so hatte ich erfahren, sollte sie sich versteckt halten. Aber schon in Wenns erzählte mir eine Ostarbeiterin, daß die Gruppe entdeckt worden sei. Also machte ich kehrt und gelangte schließlich über die Grenze nach Italien, wo ich zu den Partisanen stieß. Nach Kriegsende versuchte ich, so schnell als möglich in meine Heimat zurückzukommen. Ich brauchte trotzdem länger als einen Monat. Wie lange wird wohl dieser Brief brauchen, um zu Dir zu kommen?

Nun sitze ich hier auf einer umgestürzten Mauer. Ich fühle den heißen Stein, atme den scharfen Geruch der Brennesseln und trauere. Was kann ein Mensch in dieser Zeit anderes tun?

Die Sieger haben gesiegt und sind gleichzeitig in tausendfacher Weise gescheitert. Die Faschisten wurden geschlagen, und trotzdem leben ihre Untaten weiter, und ihre vergifteten Ideen wirken fort. Die Toten bleiben tot.

Liebe Maria, ich denke an Dich, an Deine Mutter und Deine Großmutter. Durch ihre Hilfe und die vieler anderer Menschen habe ich überlebt. Grüße sie herzlich von mir. Ich wünsche, daß Ihr alle Eure Lieben bald in die Arme schließen könnt.

*Mit dankbaren und lieben Grüßen*
*Alexander Laritschow*

Als Maria geendet hatte, wischte sich Großmutter die Tränen aus den Augen. "Boris ist also durchgekommen. Wie ich mich darüber freue."

"Er heißt nicht Boris, er heißt Alexander. Und der Brief ist eigentlich sehr traurig. Ich hätte mir einen anderen Brief erwartet", sagte Mutter.

Großmutter nickte. "Überhaupt, weil er an Maria geschrieben hat. Sie ist doch noch ein Kind. An Kinder sollte man eigentlich nicht so traurige Briefe schicken. Er hätte sich an uns Erwachsene wenden können."

"Aber mit mir ist er doch befreundet", rief Maria.

Sie packte den Brief und lief aus der Küche. Hinter dem Haus, gleich neben dem Hennenstall, warf sie sich ins Gras. Über ihr der wolkenlose Himmel und die Ähren von Nachbars Roggenfeld. Wie dumm die Erwachsenen manchesmal daherredeten. Warum sollte Boris, nein, Alexander, ihr nicht schreiben, daß er traurig war? Auch Kinder sind manchesmal traurig, viel öfter als Erwachsene, weil sie sich nicht so gut helfen können. Da alle Erwachsenen einmal Kinder waren, müßten sie das eigentlich wissen. Aber nein, sie wissen gar nichts, sie haben alles vergessen.

Maria richtete sich auf. Die Erde wurde schon kühl, es war ja schon September. In den Monaten mit einem "R" durfte man nicht barfuß gehen oder sich auf den bloßen Boden setzen.

Alexander hatte den Brief vor mehr als zwei Monaten geschrieben. Nun würde er seine Kinder schon bei sich haben. Maria stellte sich vor, wie er mit ihnen spazierenging und sie abwechselnd auf seinen Schultern reiten ließ. Vater hatte das mit ihr und Willi auch so gemacht. Sie würden miteinander Späße treiben und sich vergnügen. Und manchesmal, wenn sie an die Toten dächten, würden sie weinen, er und die Kinder. So ist das. Man darf keine Angst davor haben, traurig zu sein.

Am Morgen weigerte sich Maria, die Schürze anzuziehen."Die anderen Kinder tragen auch keine Schürzen", behauptete sie.

"Das kann ich nicht glauben", sagte Großmutter. "Hier hat doch jedes Mädchen in der Schule eine Schürze umgebunden. Das kann an der Hauptschule doch nicht anders sein".

"Nur ganz wenige haben eine Schürze", räumte Maria ein. "Höchstens sieben oder acht. Es sind die Häßlichen und die Armen. Ich mag nicht bei den Häßlichen und Armen sein."

"Papperlapapp", sagte die Mutter, "so einen Unsinn habe ich überhaupt noch nie gehört. Was hat denn das eine mit dem anderen zu tun? Solange ich gezwungen bin, jeden Tropfen Wasser vom Brunnen

herauf ins Haus zu schleppen, muß mit der Wäsche gespart werden. Und solange wirst du zur Schonung der Kleidung eine Schürze tragen. Basta!"

Maria fing zu weinen an. Manchesmal nützte das. Doch diesmal griff Mutter ihrerseits zum Terror.

"Du machst mich krank", rief sie aus, "ich muß Tag für Tag ums Überleben der Familie kämpfen. Und du sekkierst mich wegen einer läppischen Schürze. Vor Sorgen um deinen Vater mach' ich oft nächtelang kein Auge zu, aber du denkst an solche Nebensächlichkeiten wie das Aussehen. Mit deiner Oberflächlichkeit machst du mich nervlich fertig. Das ist eine Tatsache."

Was blieb Maria anderes übrig, als klein beizugeben? Doch in der Schulgarderobe zog sie mit der dicken Weste auch die Schürze aus und hängte sie fein säuberlich am Kleiderhaken auf. Das Klassenzimmer betrat sie ohne Schürze, in Rock und Pullover. Aber schon in der zweiten Stunde klopfte die Schuldienerin an die Klassentür. Es war Mathematikunterricht. Sie hielt die Schürze in der Hand.

"In der Garderobe der ersten Klasse hing diese Schürze", meldete sie, "die ist doch zum Tragen da und nicht zum Herumhängen."

"Wem gehört die Schürze?" fragte der Mathematiklehrer.

"Mir", sagte Maria kleinlaut.

"Nimm sie und zieh sie an", sagte der Lehrer. "Sie ist von deiner Mutter doch nicht für den Schulweg gedacht, sondern für den Unterricht. Das ist wohl sonnenklar."

Die Mädchen, die keine Schürzen trugen, stießen einander an und kicherten. Die Schuldienerin schloß kopfschüttelnd die Tür hinter sich zu und murmelte etwas von eitlen Fratzen, die sich zu gut wähnten, eine Schürze zu tragen. Fini beugte sich zu Maria hinüber.

"Da darfst du dir nichts draus machen", flüsterte sie ihr zu. "Wenn die so blöd sind, müssen eben wir zusammenhalten. Verstehst du?"

Maria schaute die Nachbarin an. Dann schielte sie verstohlen zu den vorderen Reihen, wo die Tochter des Advokaten und die Jüngste vom Riedlerhof saßen. Der Riedlerbauer hatte an die 100 Stück Vieh im Stall und war mit dem Eigentümer der Bierbrauerei verschwägert. Die eine trug einen leuchtend roten Pullover. Maria hatte schon am Morgen absichtlich an ihr angestreift, um die Weichheit der Wolle zu fühlen. Die andere hatte ein blaues Kleid mit einem Rüschenkragen an.

"Bei uns ist es eben der Brauch, eine Schürze zu tragen. Deswegen

brauchen wir uns nicht minderwertig vorzukommen. Und gefallen laß ich mir deswegen auch nichts. Gar nichts!"

Finis Augen blitzten Maria kampflustig an.

"Ruhe!" rief der Lehrer. "Jetzt wird endlich wieder aufgepaßt!"

Maria richtete ihre Blicke zur Tafel. Es war so schwierig, sich zurechtzufinden. Wie gerne hätte sie zu den schönen und angesehenen Mädchen der Klasse gehört. Aber andererseits imponierte ihr auch Fini.

Die Stimme des Lehrers riß sie aus ihren Gedanken.

"Maria, komm heraus und rechne die Aufgabe auf der Tafel vor!"

Der Lehrer reichte ihr die Kreide. Sie fühlte sich hart und kantig an. Legte man sie wieder aus der Hand, waren die Fingerkuppen unangenehm trocken. Aber die Aufgabe brachte ihr keinerlei Probleme. Zu oft hatte sie ähnliche Rechenarbeiten schon in der vierten Volksschule machen müssen.

"Gut", lobte der Lehrer, und als sie sich wieder auf den Platz setzte, zwinkerte ihr Fini zu. Vielleicht würde die neue Schule doch nicht so schlimm werden.